



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Sie nahm die Hand von Miß Sandus und legte sie auf ihr Herz.  
Fühle, wie es schlägt!  
Ach, mein Gott! rief Miß Sandus.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Zu den Blättern, die durchaus „einen Fall“ gegenüber Rußland konstruieren möchten, hat sich die Weser-Zeitung gesellt, die über die Versenkung des deutschen Schiffes „Thea“ durch die Vladivostokkreuzer gewaltigen Lärm schlägt und Deutschlands Ehre gekränkt sieht. Es wird immer sehr schmer sein, eine Regierung für alles verantwortlich zu machen, was irgend einer ihrer Admirale oder Kreuzerkommandanten auf einem fernen Ozean zu tun für nötig befunden hat. Daß der Seekrieg sehr viel brutaler geführt wird als der Krieg zu Lande, liegt in der Natur der Verhältnisse. Auch in Friedenszeiten lebt die Flotte unter ganz andern Bedingungen als ihr militärischer Bruder zu Lande. Kein Staat wird dem andern etliche Divisionen der Landarmee mit Generalen vom höchsten Rang zum Besuch schicken; seit dem Manöver von Kalsch im Jahre 1835, woran preussische Truppen im russischen Lager teilnahmen, ist ein solcher Fall nicht wieder vorgekommen. Wohl aber schicken alle europäischen Mächte, auch die Vereinigten Staaten, stattliche Geschwader zum Besuch befreundeter Mächte, mit oder ohne politischen Nebenweck. Gerade die Engländer haben hierin bis in die jüngste Zeit das Beispiel gegeben, und die Franzosen tun es ihnen eifrig nach.

Die Traditionen des Seekriegs beruhen noch auf jener Zeit, wo die Dampfkraft noch nicht in den Dienst des Seewesens gestellt war, d. h. der Zeit, die durch den Namen Nelson charakterisiert ist. Bevor Dampf und Seekabel an den Aufgaben der Flotten mitwirkten, war der Seebefehlshaber ziemlich unabhängig von seiner Heimatsbehörde und seiner Regierung. Er empfing eine versiegelte Order, ging damit in See, und sein Handeln war fortan wesentlich durch Wind und Wellen bestimmt. Ohne einen guten Rest dieser Unabhängigkeit könnte auch heute keine Marine bestehn. Eine Flotte, die fortgesetzt den Telegraphendraht hinter sich herschleppen und etwa an jedem Morgen und Abend von der heimatischen Regierung Instruktionen erbitten sollte, wäre keine Waffe mehr und des Namens nicht wert. Der Seeoffizier muß nach den Umständen handeln, und diese zu beurteilen ist im Augenblick nur er allein in der Lage, weil nur er allein alle Verhältnisse übersehen kann, die dabei mitwirken: Wind und Wetter, der Zustand seines Schiffes und der Besatzung, Kohlen- und Proviantvorrat, die Nähe des Feindes und die Entfernung von heimatlichen Häfen. Eine Nation wie die englische, die in der ganzen Welt zahlreiche Flottenstützpunkte hat, Herrin der Seekabel ist und mit Hilfe eines über die ganze Erde verstreuten Konsulardienstes über ein vorzügliches Nachrichtenwesen verfügt, kann allenfalls ihrer Marine ein Präsenreglement geben, worin die Vernichtung neutraler Handelsschiffe, auch wenn sie Kriegskontorbande führen, untersagt wird. Ob die englische Regierung im Kampfe mit einer Großmacht das wirklich tun würde, bliebe noch abzuwarten. Franzosen und Amerikaner werden sich keinen Augenblick besinnen, die Vernichtung von solchen Präsen, die ohne Gefahr nicht in den Hafen gebracht werden können, zuzulassen. Und ob wir Deutschen im Kriegsfall anders handeln können und dürfen — darüber sollten nicht Juristen und Völkerrechtslehrer, noch weniger die Presse entscheiden, sondern ausschließlich die Seeoffiziere. Gerade für unsre Kreuzer und Hilfskreuzer würde es im Kriegsfall oft recht schwierig, wenn nicht ganz unmöglich sein,

mit etwaigen Preisen einen unsrer wenigen Häfen zu erreichen, und sie könnten somit ebenfalls sehr wohl in die Lage kommen, wie jetzt die russischen, Preisen mit Konterbande zu versetzen. Unsere Presse wird also gut tun, das Vorgehen der russischen Schiffe, so lange bis die einzelnen Fälle diplomatisch geklärt sind, mit einiger Vorsicht zu behandeln und sich gegenwärtig zu halten, daß deutsche Kreuzer vielleicht morgen tun müssen, was die russischen heute getan haben. Daß die russische Marine mit besondrer Unfreundlichkeit gegen Schiffe deutscher Nationalität vorgeht, darf ebenso als ausgeschlossen gelten wie etwa die Annahme, daß ihre Instruktionen in diesem Sinne lauten. Solche Fragen lassen sich nicht nach Theorien und Prinzipien, sondern nur von Fall zu Fall entscheiden, und das Völkerrecht zur See ist fast so flüchtig wie das Meer selbst. Jede Nation wird geneigt sein, dieselbe Frage ganz anders zu beurteilen, je nachdem sie kriegsführende oder neutrale Macht ist.

Rußland hat gegenwärtig damit zu rechnen, daß der Handel der ganzen Welt geneigt und darauf aus ist, den Japanern Kriegsbedürfnisse zu liefern, soviel diese nur haben wollen, namentlich aber der englische und der amerikanische Handel. Diese Zufuhr zu unterbinden, reicht die russische Kreuzerflotte nicht aus, um so begreiflicher ist es, daß sie in einzelnen Fällen rigoros verfährt. Engländer und Amerikaner würden das um keinen Deut anders machen. Wollen neutrale Reeder solche Verluste vermeiden, so sollen sie ihre Schiffe nicht zu solchen Zwecken hergeben. Wer sich auf einen Kriegsschauplatz begibt, hat immer mit der Möglichkeit zu rechnen, von einer Kugel getroffen zu werden; neutrale Schiffe, die sich in den Dienst der Interessen einer kriegsführenden Macht stellen, nehmen damit alles Risiko auf sich. Was eine kriegsführende Macht als Konterbande ansehen will, steht allein bei ihr und richtet sich nach den Bedürfnissen des Gegners. Bei einem englisch-amerikanischen Kriege zum Beispiel würde Amerika Weizen als Konterbande ansehen, weil Getreide in England fehlt, während England Getreide freilassen würde, das für Amerika doch keinen Verproviantierungswert hat. Die Verproviantierung nicht nur des feindlichen Heeres, sondern auch des feindlichen Landes zu erschweren und nach Möglichkeit zu verhindern, ist das Recht jeder kriegsführenden Macht. Mitihin ist auch die von der Weser-Zeitung aufgestellte Theorie, daß nicht der nehmende Seeoffizier, sondern das Preisengericht über das Schicksal eines genommenen Schiffes zu entscheiden habe, ausgenommen in Fällen von Seenot oder wenn das Handelsschiff Widerstand leistet, in dieser absoluten Fassung nicht haltbar. Ein Kreuzer zum Beispiel, der mit einer bestimmten militärischen Aufgabe entsandt wird und unterwegs einem neutralen Schiff begegnet, dessen Ladung sich als Konterbande erweist, hat ganz zweifellos das Recht, entweder das Schiff, das er dem Feinde entgegen nicht mitnehmen kann, oder doch wenigstens die beanstandete Ladung zu vernichten. Stellt sich hinterher heraus, daß dabei ein Irrtum oder ein Unrecht begangen worden ist, so hat die betreffende Regierung Genugtuung und Entschädigung zu leisten, mehr aber liegt nicht vor. Krieg ist eben Krieg, und neutrale Schiffe, die nicht Gefahr laufen wollen, sollen nicht die Häfen und die Gewässer kriegsführender Parteien aufsuchen. Die „Thea“ hatte Fische geladen, ob diese wirklich Kriegskonterbande darstellen, zumal bei der jetzt in Asien herrschenden Temperatur, ist eine andre Frage, die eben auf dem Wege diplomatischer Verhandlung auszutragen sein wird. Zweifellos liegt die Sache schon bei dem britischen Schiff „Knight Commander,“ denn eisernes Brückenmaterial, auch wenn es nicht unmittelbar für die Feldarmee bestimmt ist, wird immer direkt oder indirekt der Kriegführung zustatten kommen. Alle diese Fälle sehen theoretisch betrachtet freilich danach aus, als ob sie von einer internationalen Seerechtskonferenz hübsch in Reih und Glied gebracht und nach Paragraphen geordnet werden könnten. Schließlich wird sich aber herausstellen, daß keine Macht in der vollen Ausnutzung einer jeweiligen Überlegenheit zur See gehindert sein will.

Eigentümlich ist die Lage Englands. England ist wohl zum erstenmal bei

einem Seekriege zweier großer Mächte nicht „Kriegsführender,“ das englische Publikum vermag sich deshalb, einschließlich des Unterhauses, in die ihm ungewohnte Rolle eines neutralen Leidtragenden nur schwer hineinzufinden, wobei dann auch noch die traditionelle Vorstellung von der Unantastbarkeit der englischen Flagge eine Rolle spielt. Die englische Regierung sieht etwas weiter und erkennt sehr wohl, daß der Krieg zur See mit seinen vielen Eigenheiten und Unberechenbarkeiten England leicht in die Lage bringen kann, das selbst zu tun und gut zu heißen, was es heute tadelt und doch in seinen frühern Kriegen unzähligemale gut geheißt hat. Am allerwenigsten, meinen wir, liegt für Deutschland eine Veranlassung vor, zu einer Seerechtskonferenz die Initiative zu ergreifen. Übergriffe einzelner Schiffsbefehlshaber, soweit sich Übergriffe schließlich herausstellen sollten, werden doch durch keinen Paragraphen aus der Welt zu schaffen sein, und das Verfenken von Konterbande, mit oder ohne Schiff, wird allezeit zum Selbsterhaltungsrecht und zur Notwehr gehören. Die europäischen Nationen sind sämtlich unter der Herrschaft einer hochentwickelten Kultur und einer Verkehrsentwicklung, die keine andern Grenzen mehr zu kennen scheint als die von den Elementen und der Technik gezogenen, stark verweidlicht und haben dank den Wohlthaten eines langen Friedens die harten Gebote des Kriegs verlernt. Schon Bismarck klagte im Jahre 1870, daß wir das Kriegsführen verlernt hätten, nämlich in bezug auf die Behandlung des feindlichen Landes. Um wieviel mehr wird das heute, vierunddreißig Jahre später, der Fall sein, wo die Neigung, auch die Kriegsführung durch juristische Paragraphen und Haftpflichtbestimmungen einzuengen, immer deutlicher zutage tritt. Wenn Fichte in den Jahren vor den Befreiungskriegen klagte: „Wir haben vor Gerechtigkeiten keine Gerechtigkeit und vor Rechten kein Recht,“ so könnte dieser Satz in vielleicht nicht fernrer Zeit im entgegengesetzten Sinne auf die hochgespannten Rechtsansprüche des Individuums gegenüber dem Staate und der Allgemeinheit Anwendung finden. Genau auf dieser Erscheinung beruht auch die Entrüstung über Vorgänge im Seekriege, die von diesem allezeit unzertrennlich gewesen und im jetzigen Kriege bisher immer noch recht vereinzelt aufgetreten sind. Wir glauben, daß ein englischer, französischer oder amerikanischer Kreuzerkrieg viel mehr Anlässe zu Beschwerden geben würde.

Dieselbe Presse in Deutschland, die gegenwärtig nicht genug tun kann, die öffentliche Meinung gegen Rußland zu erregen, sehr gegen unser deutsches Interesse, ist es auch gewesen, die mit großer Emphase zu verkünden und mit tausend Argumenten nachzuweisen wußte, daß Graf Bülow keinen Handelsvertrag mit Rußland, ja überhaupt keinen Handelsvertrag zustande bringen werde. Nun ist der russische Vertrag unterzeichnet, und es liegt aller Grund zu der Annahme vor, daß sich die noch zurückstehenden Mächte beeilen werden, vor Jahresluß unter Dach und Fach zu kommen. In unsrer deutschen Publizistik nimmt das viele Lärmen um nichts in geradezu beängstigender Weise zu, und die Wertschätzung der Presse demgemäß in entsprechender Weise ab. Das bekannte Wort: Ich kenne die Absichten der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie, hat selten eine so ausgedehnte Anwendung in Deutschland gefunden wie in den letzten Jahren, wo unsre Presse immer mehr in den von der Sozialdemokratie angeschlagenen Ton einstimmt und das Verhalten der Regierung in jedem einzelnen Falle zunächst auf seine Schlechtigkeit und auf die damit verbundene schändliche Absicht untersucht. Das ist nicht mehr eine Betätigung, die die Aufgabe hat, ein Korrektiv unsers öffentlichen Lebens zu sein. Die Presse, die die Akten, die Geschäftslage, die verschiedenen Gegenwirkungen im Auslande nicht kennt und namentlich vom Auslande her nicht selten absichtlich irreführt wird, gerät damit in die Lage eines Wandrers, der wegen mangelnden Orientierungssinnes an jedem Kreuzweg irregeht und schließlich an einer seinen Absichten ganz entgegengesetzten Stelle ankommt. Das kann weder unter ruhigen, noch weniger aber unter bewegten und gespannten Verhältnissen zum Frommen des Landes sein.

\*S\*

Zur konfessionellen Lage in Deutschland. Je länger einer darüber nachdenkt, wie es möglich gemacht werden könnte, daß der so gründlich verfahrne Wagen wieder in das rechte Geleise käme, um so unwahrscheinlicher erscheint es ihm, daß die heutige Generation das Ende des Streites überhaupt noch erleben wird. Es scheint sich auch manchmal alles verschworen zu haben, daß sich nur ja keine friedlichen Zustände im Lande einstellen. Man ist völlig blind, oder man will es nicht sehen, daß das deutsche Volk nachgerade genug unter diesen Mißverhältnissen gelitten hat. Zwar ertönen hie und da in großen und kleinen Blättern, und zwar aus beiden Lagern, vereinzelt Friedensstimmen, die auch vorübergehend Beachtung finden. Aber schon bei der Besprechung solcher Betrachtungen kann man beobachten, daß man alles das, was behagt und gefällt, herausgreift und das übrige mit Stillschweigen übergeht. Es ist klar, daß mit dieser Methode keinem der beiden Teile viel gedient sein kann. Freilich wollen wir auch heute noch nicht zu viel verlangen. Wir geben uns gern zufriednen mit den ersten kleinen Ansätzen und können nur wünschen, daß diese nicht mehr versanden und ins Stocken kommen. Wir geben uns keiner Täuschung darüber hin, daß so lange in weiten Kreisen Deutschlands eine förmliche Antipathie gegen alles, was konfessioneller Friede heißt, besteht, so lange dieser Friede als ein Traumgebilde, eine Utopie gilt, nicht viel zu erreichen ist. Nichtsdestoweniger glauben und hoffen wir, daß man den heutigen Kriegszustand in nicht zu ferner Zeit für eine seltsame Kinderkrankheit anzusehen lernen wird, über deren lange Dauer man sich noch einmal wundern wird. Das alte Geſetz, wonach „alles fließt,“ alles vorübergeht und einem Neuen Platz macht — warum sollte es sich denn nicht auch bei dieser Erscheinung bewahrheiten?

Man ist ja leider heute weniger als je gewillt, den Friedensklängen ernstlich zu lauschen. Die Art des Kampfes, sein Hinüberspielen auf das politische Gebiet, seine Verquickung mit der leidigen Politik bringt es mit sich, daß die große Masse auch unter den Gebildeten wenig Lust zeigt, den Frieden herbeizusehnen oder gar irgend etwas dafür zu tun. Man würde dadurch einen isolierten Standpunkt einnehmen, den die Freunde nicht teilen oder direkt verurteilen. Warum sollte man sich da Ungelegenheiten machen? Die Sache ist ja doch aussichtslos. Wie will der einzelne gegen den Strom schwimmen? Es ist die alte Geschichte von der jugendlichen Wirkung der „Mehreren.“ Hat man sich einmal dem Gedankenkreis, den Willensäußerungen eines andern hingegeben, so ist man meist in einen förmlichen Bann geraten, von dem man sich nur schwer befreien kann. Die Gewohnheit ist ein Tyrann, der uns oft ganz unbewußt in Fesseln schlägt. Das zeigt sich nirgends stärker als auf dem religiösen, auch auf dem konfessionellen Gebiet. Beachten wir weiter, daß nach einem Ausspruch Joh. Scherr's „kein andres Motiv jederzeit die Menschen zu wahnsinnigerer Wut entflammt als der Zwist um die Götter,“ dann werden wir uns über die Heftigkeit, über die Leidenschaftlichkeit, die bei dem heutigen unblutigen Religionskrieg so häufig hervorbricht, nicht allzu sehr wundern dürfen.

Fern sei es, die Schuld an den verfahrenen Zuständen ausschließlich auf einer Seite suchen zu wollen. Wie bei den meisten Kämpfen, so tragen auch hier beide Teile die Schuld, und bis zur Stunde gießt man fort und fort Öl ins Feuer, daß nur ja keine Beruhigung eintrete. Darum sollte es auch die katholische Presse unterlassen, sich selbst allzeit als den harmlosen Waisenknaben hinzustellen, der kein Wasserlein trübt. Wer ist es denn, der Dr. Luther, den großen Mann, unausgesetzt in den Staub zieht? Wer wirft den protestantischen Pastoren vor, die Sorge für ihre Familien stünde ihnen höher als das Wohl der Gemeinde? Wer erklärt die gemischte Ehe für Todsünde, die zur Verdammnis führe? Wer trägt den Zwiespalt sogar in das Militär hinein, wie dort, wo zwei Altäre in weitem Abstand errichtet wurden, damit nur ja das Bewußtsein eines gemeinsamen Christenglaubens nicht aufkomme? Aber wir unterlassen lieber weitere Andeutungen. Nur ein Punkt sei herausgegriffen. Zugegeben, daß auch auf evangelischer Seite mehr-

fach gefehlt wird — das eine wird wohl unbestritten bleiben: die kirchlichen Obern auf protestantischer Seite halten sich ganz intakt.

Gerade darin aber scheinen uns so manche Obern im katholischen Lager zu fehlen, daß sie übersehen, wie ihr Beispiel nicht bloß bei den ihrigen Nachahmung weckt, sondern auch bei den Protestanten doppelte Verstimmung hervorrufen muß. Freilich gibt es auch rühmliche Ausnahmen. Wer hätte es nicht mit Freuden aus Erzbischof Fischers Munde gehört, daß jede Störung des konfessionellen Friedens ein Verbrechen am Volk sei? Warum mußte dann das unselige Jamecker Kirchhofinterdikt des Bischofs Benzler darauf folgen, daß so viel Aufregung und Unruhe erregt hat? Ist jetzt das Verbot auch zurückgenommen, so bleibt doch das Betrübenste bei dem ganzen Vorfall dies, daß der Bischof durch seine erste Maßnahme dem Frieden zu dienen glauben konnte. So weit sind wir in der Verwirrung schon gekommen.

Wir führen das alles nicht deshalb an, um unsre katholischen Brüder zu kränken, sondern weil wir der Überzeugung leben, daß die Zustände nur dann besser werden, wenn jeder an seinem Teile dazu beiträgt, Frieden zu schaffen und zu pflegen.

So schwierig diese Aufgabe in der Gegenwart ist, so dürfen wir uns ihr doch nicht entziehen. Und auch wenn wir Verkeimung erfahren und Undank ernten — das Werk muß endlich angefaßt werden. Ist nur ein ehrlicher, guter Wille vorhanden, dann werden schon Mittel und Wege zur Ausführung gefunden werden. Zuletzt muß doch die Friedensströmung, die Tausende — und wahrlich nicht die Schlechtesten — ersehnen, sieghaft durchbrechen. Nicht urplötzlich, nicht über Nacht wird solches geschehen, vielmehr langsam und allmählich.

Beurteilen wir die Gesinnung und die Stimmung der meisten Evangelischen richtig, so wird diese darauf hinausgehen: der Kampf darf und kann heute nicht abgebrochen werden, die Geister sollen nur aufeinander plagen, die Gegensätze müssen sich auswirken und zur Klärung geführt werden. Aber man sagt sich doch zugleich: So wie dies jetzt geschieht, darf es nicht weiter gehn, die Waffen der Gerechtigkeit dürfen nicht außer acht gelassen werden, der Geist der Liebe darf trotz aller Fehde nicht vergessen werden. Alle unschönen, häßlichen Kampfmittel müssen zurückgewiesen werden, alles Persönliche, Unbegründete, Herausfordernde, Verletzende, Gehässige muß unterbleiben. Ist nur erst solches klar erkannt, wird dies im Kampf beobachtet, dann ist auch schon der erste Schritt zum Frieden getan.

Man fahre deshalb nur in dem Geleise fort, auf dem einzelne schon heute sind — die Frucht wird schon fallen zu ihrer Zeit. Fehlt es doch auch auf katholischer Seite wahrlich nicht an Stimmen, die dieselbe Tonart wünschen und schon hören lassen! Allen voran mit einer Offenheit, einer Selbstständigkeit und einem Freimuth, der nicht hoch genug geschätzt werden kann, Professor Spahn, der sagt: „Das katholische wie das protestantische Element des germanisch-mitteleuropäischen Religionslebens ist gleichberechtigt.“ „Protestantismus und Katholizismus sind die beiden christlichen Religionen, zwei religiöse Überzeugungen, die sich im tiefsten Wesen ergänzen und höchstens zwei verschiedene Seiten des christlichen Lebens darstellen.“ Und mit solchen Männern sollte man nicht unterhandeln, sich nicht verständigen können?

Wie hoch steht ein solcher Forscher gegenüber allen, die sich in falsch verstandnem Glaubenseifer nichts Lieberes wissen, als mit Wort und Tat die Andersgläubigen zu kränken, zu verletzen und herabzusetzen!

Gewiß, wir sollen uns der Christenpflicht nie entziehen, zu dem Herrn uns zu bekennen. Aber mit falschem Eifer geschieht dies nicht.

St. Paulus und St. Jakobus hat man auch lange Zeit nicht vereinigen zu können geglaubt, weil jener den „Glauben“ und dieser die „Werke“ treibt und betont, und doch vertragen sich die beiden recht wohl, wenn man ihre Schriften richtig zu lesen und auszulegen versteht. Wann wird man einsehen, daß auch die

beiden heute so sehr auseinander strebenden kirchlichen Richtungen ein großes gemeinsames Erbe haben, das von so vielen nicht beachtet wird oder nicht gesehen werden will?

Fern sei es, der Entwicklung vorgreifen und mit ungestümer Hand das Ziel ergreifen zu wollen, ehe die Zeit dafür reif ist. Es gilt auch hier, Geduld und noch einmal Geduld zu lernen. Der Herr der Kirche hat es geschehen lassen, daß die Entfremdung, der Riß, ja Schlimmeres als das eingetreten ist, und das zu einer Zeit, wo seine Kirche der Welt ein andres Schauspiel bieten sollte.

Kalthoff sagt in seinen Zarathustrapredigten: „Je mehr die Menschen lernen, das totzuschlagen, was wirklich des Todes wert ist, desto weniger werden sie dazu kommen, sich selber gegenseitig totzuschlagen.“ Aber die „Geschichte“ scheint wirklich manchmal dazu da zu sein, daß die Menschen nichts aus ihr lernen.

Ein evangelischer Geistlicher



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

